

HERDER-KORRESPONDENZ

Drittes Heft - 5. Jahrgang - Dezember 1950

Du erscheinst, wie geschrieben steht, in Schönheit, und dein jungfräulicher Leib ist ganz heilig, ganz keusch, ganz Gottes Wohnzelt. Daher ist er fürderhin der Auflösung in Staub nicht verfallen; er ist, weil menschlich, umgewandelt zu einem hohen Leben der Unverweslichkeit. Er ist lebend und überglorreich, der Fülle des Lebens teilhaftig und unsterblich.

Germanos von Konstantinopel

Meldungen aus der katholischen Welt

Aus dem deutschen Sprachgebiet

Die Deutsche Volksmission

Die Volksmissionen, die jährlich Millionen Christen durch Tage und Wochen intensiv religiös erfassen, sind ein entscheidender Faktor im Katholizismus. Sie werden für diesen um so förderlicher sein, je mehr sie sich der „Seelsorge im Aufbruch“ angleichen. Die Zeit hat unter vielen anderen Tendenzen auch eine Tendenz zum Sichherausstellen aus der allgemeinen Verlorenheit an die Welt („Bekehrung“) und zum Sichhinausstellen zu Zeugnis und Wagnis („missionarischer Elan“), die die Volksmission geradezu einladet, die ihr günstige Situation zu einer Selbstreform auszunutzen. Ihre Zeitschrift „Paulus“ ist ein Pionier dieser Bemühungen. Antreibend und richtungweisend wirkten auch die beiden letzten Generalversammlungen der deutschsprachigen missionierenden Orden in Werl (Jan. 1947) und in Würzburg (Aug. 1950) unter der Leitung des wiedergewählten Vorsitzenden, Provinzial S. Scherzl CSSR (München). Die Würzburger Tagung war ausgezeichnet durch die Teilnahme zahlreicher Ausländer (Österreich, Schweiz, Holland, Belgien, Frankreich). Neben Vorträgen über die Nachmission (P. Meer SJ) und moderne Beichtstuhlfragen (Artur Hauer OFM Cap) lagen vor allem die Referate über die neue Volksmission (Arno Winter OFM und Chrysostome Schreck OFM, Besançon), über die Diasporamission (J. Spielbauer CSSR) und über „Volksmission und Soziale Frage“ (P. Edgar OP und P. Willenbrink OMI) auf der Linie der Weiterentwicklung und fanden darum größtes Interesse. Als charakteristisch für die neue Lage auf dem Gebiet der Volksmission lassen sich drei Punkte herausstellen.

Christozentrik und kerygmatische Anknüpfung

Hinter allen Ausführungen und Erörterungen in Würzburg stand die doppelte Tatsache: die Massen sind in erschreckender Weise Gott entfremdet, andererseits beginnt eine Neubesinnung auf das echt Christliche. Wenn aber im Mittelpunkt der Volksmission, wie referiert wurde, der „mystische Christus“ oder das „Reich Gottes“ steht, kommt dann der Missionar mit einem so sublimen In-

halt noch an die Fernstehenden heran, an die er doch besonders gesandt ist? Ist darum nicht der (philosophische) Gott oder das moderne Menschenbild oder die soziale Frage in den Vordergrund zu rücken? Aber bestünde dann nicht leicht die Gefahr, die Volksmission und ihren Nimbus nur als Gehäuse zur Behandlung der sozialen Frage auszunutzen? Wird nicht der Eindruck erweckt, das Christentum erschöpfe sich in der sozialen Fürsorge? Das Problem „Christozentrik und Verkündigung“ wird von V. Schurr in seinem Buch „Wie heute predigen?“ (Schwabenverlag, Stuttgart 1949) behandelt: es ist dem Prediger, auch dem Volksmissionar (S. 124f), nicht erlassen, ein Führer zum Wesentlichen zu sein; aber gerade aus dem Wesen des Christentums („in Christo“) erhebt sich die Forderung, an die Welt der Zuhörer, zumal an ihre sozialen Nöte, anzuknüpfen.

Daß dies nicht Theorie ist, beweisen die Missionen in Frankreich, wofür das Referat von P. Chrysostome ein neuer Beleg war. Auch dort ist alles vom sozialen Anliegen durchdrungen, aber dabei bricht etwas nicht bloß aus der christlichen Moral, sondern aus dem christlichen Mysterium auf. Die Lösung der sozialen Frage kommt, ohne daß die natürlichen Faktoren übersprungen werden dürften, aus dem „Geheimnis Christi“ (Kol. 4,3) schon deshalb, weil die gesellschaftliche Not in eine umfassendere Not eingebettet ist. Der Missionar, der in Stadt und Diaspora von Haus zu Haus den Menschen nachgeht, trifft sie unzählige Male an: die Menschen wollen Christen sein, sie wollen an Gott glauben und beten, aber ihr ganzer Glaube und ihr ganzes Christentum besteht in der Überzeugung, daß sie keine Sünde haben und anständige Menschen sind, weil sie mit der Polizei nicht in Konflikt geraten. Hier liegt die Not unserer Zeit. Die Volksmission muß sich auf diese Gesamtnot einstellen. Ihr Erlöser heißt: Christus hier und heute!

Mission des Milieus und der Militanten in Frankreich

„Die herkömmliche Pfarrmission hat versagt. Wir erfassen die Mehrzahl der Menschen nicht mehr. Und was wir erfassen, bekehren wir nicht. Und was wir bekehren, bewahren wir nicht.“ Mit diesen Worten seines Meisters P. Motte OFM begann P. Chrysostome seinen glänzenden Vortrag. Es wird auch für den Leser der Herder-Korrespondenz, der die neuen Formen des Apostolats in

Frankreich kennt, nicht umsonst sein, diesen Überblick noch einmal kurz mitzuvollziehen. Der Grund für das Versagen, so sagte P. Chrysostome, ist dieser: der Rahmen der Pfarrei ist nicht mehr der natürliche Lebensraum der Menschen. Die Pfarrei ist zu klein, um die meist überdimensionalen Einflüsse zu bewältigen: Fabriken, Parteien, Kinos, Presse etc., Faktoren, in denen das Christliche meist nicht bestimmend ist. Die Pfarrei ist auch zu groß: die Pfarraktion erreicht den einzelnen Menschen nicht mehr.

Die neue Mission will Christus im Leben des heutigen Menschen vergegenwärtigen; sie will das Reich Gottes erbauen in der Welt, so wie sie ist. Eine Mission, die sich nicht in die Struktur des Volkes organisch einfügt, wird keinen dauernden Erfolg haben, und eine Mission, die nicht die weltlichen Interessengemeinschaften erreicht und sie zu durchdringen sucht, ist praktisch zwecklos. Man muß ein soziologisch einheitliches Gebiet zusammenfassen und es mit einem Netz von Pfarrmissionen überziehen. In jahrelanger Vorbereitung und in eigenen Vormissionen muß das Milieu studiert werden, müssen die Leute und die Betriebe während der Arbeit aufgesucht werden; Laienapostel müssen mobil gemacht und geschult werden, eine allgemeine Gebets- und Werbeaktion muß durchgeführt werden. Die ganze Pfarrei muß in Bewegung gesetzt werden und darin verbleiben.

Jedes Wohnviertel untersteht einem verantwortlichen Laien; dabei ist das Augenmerk auf die kleinen Zentren des heutigen Menschen (Kaufäden, Wirtschaft, Haltestelle der Tram) zu richten. Die eigentliche Mission wird nur zum Teil in der Kirche gehalten; sie muß auf allen Gebieten der menschlichen Tätigkeit einsetzen. Auf diese Außen- und Laienmission wird größtes Gewicht gelegt. Es kam vor, daß P. Motte neben acht Priestern 130 Laienmissionare aktivierte. Junge Ehepaare haben sich am besten bewährt. Diese Militanten sind von einer tiefen Unruhe um das Reich Gottes gepackt. Sie bekunden eine Aszese, die zu bewundern ist; es kann geschehen, daß sie, nachdem sie tagsüber treppauf, treppab gelaufen sind, Nächte hindurch beten und sich Fasten auferlegen. Enttäuschungen bleiben ihnen nicht erspart. Es ist nicht ihre Aufgabe zu erobern, sondern zu helfen; sie sollen ein schlichtes Zeugnis von Christus, vom Reich der Liebe und Brüderlichkeit ablegen. Sie halten Zusammenkünfte in Wohnungen, Gasthäusern etc. ab; da werden alle Fragen besprochen, die die Menschen bewegen. Um Wohnungsnot und gerechten Lohn sich kümmern, ist so wichtig, wie Almosen geben. Entscheidend ist nicht, wie viele Kommunionen empfangen werden, sondern wie viele lebendige Christusgestalten durchs Leben gehen; zehn Laienapostel gewinnen, ist mehr als hundert Sünder „bekehren“. Nicht nur einzelne, das Gesamtgebilde ist zu erfassen, neue Gemeinschaften sind zu gründen, von unten auf, von der Familie, von den Wohnvierteln aus. Wichtig ist, was ein Jahr nach der Mission noch weiterbesteht. Eine Bekehrung, die sich nicht in die Gemeinschaft hinein ausprägt, hat keinen Wert. Eine Liebesgemeinschaft muß das Christentum werden; alles andere ist schädlich.

Neue Missionsmethode auch für Deutschland

Der Würzburger Versammlung war es klar, daß auch in Deutschland diese Methode mutatis mutandis versucht werden müsse. Wie schon die ersten Bemühungen zeigten, ringen wir hier aber mit größeren Schwierigkeiten, weil

Missionare, Pfarrer und Laien noch zu wenig aufgewacht, zu wenig von der Gnade getroffen sind. Muß zuvor ein Tiefpunkt wie in Frankreich erreicht werden?

Allerdings haben wir die neue Methode zum Teil in der deutschen Diasporamission (vgl. Herder-Korrespondenz Jg. 3, Heft 5, S. 197 f); man brauchte ihre Erfahrungen nur auf die gewöhnlichen Missionen anzuwenden. Je ein Referat befaßte sich mit dieser zeitgemäßen Seelsorgsform im Osten und im Westen. Dabei ging es weniger um die Dringlichkeit, die keine Frage mehr ist, als um die Mittel, sie zum Erfolg zu führen. Allgemein wurde bedauert, daß die Vorschläge P. Scherzls auf der Jubiläumstagung des Bonifatiusvereins in Regensburg (vgl. „Im Dienste des heiligen Bonifatius“. Priesterjahrheft 1950 S. 7 und S. 33 ff) bisher nicht oder nur unzureichend verwirklicht wurden. In der gesamten Ostzone, wo die Missionsarbeit noch nicht behindert ist, sind kaum mehr als 30 Missionare tätig (weitere Ordensleute sind in der Pfarrseelsorge verwendet). Aber auch im Westen müßte die Diasporamission noch viel stärker eingesetzt werden; nur wenige Ordensleute wagen sich an sie heran; andererseits zögern auch die Diasporaseelsorger aus irgendwelchen Hemmungen. Man wünschte hier das Eingreifen des Episkopates.

Ordentliche und außerordentliche Seelsorge

Vor hundert Jahren war die Volksmission noch ein Ereignis, das schlagartig eine Pfarrei umwandelte. Heute ist das nicht mehr möglich. Aber man erwartet dieses Wunder immer noch von der Mission. Man übersieht, daß jetzt die Voraussetzungen dafür fehlen. Ein ungeheurer Substanzverlust des Christlichen ist eingetreten; das Heidentum reicht bis tief ins katholische Landvolk hinein. So ist für die Pastoral insgesamt eine säkulare Wende nötig, die auch die Volksmission in sich hineinreißt. Ihre Erfolge sind nicht mehr schlagartig, sondern nur mehr „in Geduld“ (Lk. 8,15) zu erreichen. Der Missionserfolg wird weit mehr als früher Sache der ordentlichen Seelsorge. Bei der neuen Volksmission greifen außergewöhnliche und gewöhnliche Pastoration ineinander und nähern sich einander an, schon dadurch, daß die Mission ausgedehnt wird in Vor- und Nacharbeit. In Holland verbleiben einige Patres noch monatelang im Missionsgebiet; in Frankreich ist der Pfarrer der Missionsleiter, der Missionschef steht über dem ganzen Bezirk; dieser hat sich zuvor in das Milieu eingelebt; die Laien, ja die ganze Gemeinde wird in ein missionarisches Ethos versetzt, das nach dem Abzug der Missionare nicht alsbald versanden darf.

In Frankreich kommt der Pfarrklerus dieser Entwicklung entgegen, ja er ist ihr vorausgeeilt. Es besteht sogar eine Tendenz, die Orden für das Apostolat überhaupt auszuschalten. Doch das sind nur extreme Neigungen. Im Ganzen gesehen ist es höchst erfreulich, daß der Blick sich auf die Fernstehenden ausgeweitet hat. Die Pfarre wird missionarisch. Die Aufgabe der Volksmission bleibt; S. Scherzl CSSR hat in den Artikeln „Volksmission und liturgische Erneuerung“ („Paulus“ 1950, H. 1 und 2) jedoch betont, wie sehr sich die heutige Volksmission in die ordentliche Seelsorge einsenken muß. Das Schwergewicht, das jüngst der Heilige Vater so betont der Pfarrarbeit zugesprochen hat (vgl. Herder-Korrespondenz Jg. 3, Heft 8, S. 354), wollen die Volksmissionare ihr nicht nehmen. Wenn auf ihrer Würzburger Tagung vorgeschlagen wurde, den Unterschied zwischen

gewöhnlicher und außergewöhnlicher Seelsorge fallen zu lassen und die Volksmission nur als Teil der ordentlichen Seelsorge zu betrachten, so mag das zu weit gehen, ist aber symptomatisch für die Überzeugung, wie sehr sich Mission und Seelsorge verklammern müssen. Aus dieser Situation ging der Beschluß der Würzburger Tagung hervor, in das Verbandsorgan „Paulus“ mit dem neuen Jahrgang (1951) auch Fragen der ordentlichen Seelsorge einzubeziehen, es mit dem Untertitel „Zeitschrift für missionarische Seelsorge“ auch dem Weltklerus anzubieten und es so der Neuorientierung in der Pastoration dienen zu lassen (Schriftleiter Dr. D. K. Büche CSSR, München; Verlag Kemper, Heidelberg). Damit scheint nun auch die deutsche Volksmission in ein neues Stadium einzutreten.

Die inter-konfessionelle Lage Herbst 1950

Im Anschluß an die diesjährige Herbst-Studententagung des Internationalen Instituts für Sozialwissenschaft und Politik (Deutscher Zweig) im ehemals Löwenstein'schen Schloß Kleinheubach am Main waren deren Teilnehmer sowie weitere katholische Persönlichkeiten für den 1./2. November 1950 zu einer freimütigen Aussprache über die gegenwärtige interkonfessionelle Lage geladen worden.

Interpretation der Haltung des Heiligen Stuhls

Als Berater in religiösen Angelegenheiten bei dem veranstaltenden ‚Deutschen Koordinierungsrat der Christen und Juden‘ verlas Professor Dr. *Karl Thieme* zunächst den Wunsch des Bischofs von Würzburg, daß die Gespräche „im Sinne ihres drängenden Anliegens und der Richtlinien des Heiligen Stuhles zu fruchtbaren Anregungen führen“ möchten, und die Grüße des Landeskommisars für Bayern, Dr. Shuster. Dann entwickelte er, daß — von außen meist mißverstanden — die römische Instruktion zur ökumenischen Bewegung mit ihrem redlichen Wort über die katholische Vorstellung von ‚Wiedervereinigung‘, die Enzyklika ‚*Humani generis*‘ mit ihrer nüchternen Grenzziehung gegenüber einem enthusiastischen interkonfessionellen ‚Irenismus‘ und das Marien-Dogma, das zu begreifen Protestanten so schwer fällt, unter diesen polemische Strömungen ausgelöst haben, welche das seit Hitlers Juden- und Christenverfolgung wesentlich gebesserte gegenseitige Verhältnis der Konfessionen gefährden. Um so mehr, als an sich gar nicht damit zusammenhängende politische Spannungen (Heinemann-Krise) den interkonfessionellen Beziehungen ebenfalls schaden. Diesen Gefahren gegenüber gelte die Mainzer Parole: Nicht klagen, sondern handeln! Menschen guten Willens aus allen Lagern, die dank dem biblischen Offenbarungsglauben Brüder sind, wenn auch noch getrennte, müssen zur Bekräftigung des Verbindenden und zur Vertretung gemeinsamer Anliegen zusammenwirken. Dafür genügen in keiner Weise Theologengespräche über das Dogma und politische Beziehungen im Rahmen einer Partei. Der Heilige Stuhl billigt, ja wünscht ausdrücklich, wie auch Instruktion und Enzyklika bestätigen, die Zusammenarbeit von Katholiken und Nichtkatholiken guten Willens bei der Vertretung der „Grundsätze des Naturrechts oder der christlichen Religion“, der „Wiederherstellung einer gesunden Sozialordnung“ und dergleichen. Dementsprechend konnte in Rom festgestellt werden, daß auch die Arbeit der ‚Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit‘ dort

mit Wohlwollen verfolgt wird, welche sich der Pflege brüderlicher Beziehungen und respektvollen Verständnisses zwischen Katholiken, Protestanten und Juden widmen — unter bewußtem Ausschluß von Wiedervereinigungsarbeit, wie sie der ‚*Una Sancta*‘ und verwandten Gruppen vorbehalten bleibt. Verschiedene Strömungen sind hier zusammengefloßen: jenes Aufeinanderhinhören, wie es vor nunmehr 25 Jahren in der damals von Josef Wittig, Victor von Weizsäcker und Martin Buber gemeinsam begründeten Zeitschrift ‚*Die Kreatur*‘ gepflegt zu werden begann; Anregungen der wenig später begründeten amerikanischen ‚*National Conference of Christians and Jews*‘, die durch ihren ‚*Liaison Representative*‘ Rev. Carl F. Zietlow die seit 1948 in Deutschland entstandenen derartigen Gesellschaften förderte; nicht zuletzt die Tendenzen des 1947 entstandenen und erstmals auf dem Mainzer Katholikentag hervorgetretenen katholischen Kreises um den Freiburger ‚*Rundbrief zur Förderung der Freundschaft zwischen dem Alten und dem Neuen Gottesvolk* — im Geiste der beiden Testamente‘, der nach wie vor in voller Selbständigkeit als katholisches Versöhnungswerk fortbesteht, aber durch einige Personalunionen mit der interkonfessionellen Arbeit der Gesellschaften verbunden ist. (In einem ähnlichen Verhältnis stehen sie zur Frankfurter ‚*Evangelischen Akademie in Hessen und Nassau*‘.) Eben jetzt werden von Freiburg und von Frankfurt aus über 25 000 katholische und evangelische Pfarrer und Religionslehrer um eine katechetische Sonderaktion christlicher Unterweisung über das jüdische Volk gebeten, um noch weiterwirkenden oder neu aufgekeimten Irrtümern entgegenzutreten, wobei ‚*Thesen christlicher Lehrverkündigung*‘ hierzu versandt werden, die von katholischen und evangelischen Theologen gemeinsam erarbeitet wurden und in ihrer endgültigen Fassung mit dem Imprimatur des Erzbischöflichen Ordinariats Freiburg im erwähnten Rundbrief (Nr. 8/9) veröffentlicht werden konnten. (Eine vorläufige, inzwischen vielfach verbesserte und ergänzte Fassung dieser Thesen erschien in der Herder-Korrespondenz Jg. 4, Heft 9, S. 386/87.) Dies ist ein ökumenisches Faktum, wie es wohl kein ähnliches seit der abendländischen Glaubensspaltung gegeben hat und wie es gerade in diesem Jahre neuer Spannung gewiß besonders dankbar begrüßt werden darf.

Als Hausherr von Kleinheubach, das jetzt als Ausbildungsstätte für höhere Postbeamte dient, unterstrich Bundesminister Dr. *Schuberth* die Wichtigkeit des Bemühens um interkonfessionelles gegenseitiges Verständnis. Wie unentbehrlich gerade auch die von den Gesellschaften angestrebten persönlichen Kontakte sind, das könne er aus der eigenen Erfahrung sowohl im Bundeskabinett wie auch in dem großen Dienstbetrieb der Postverwaltung bezeugen.

Katholiken und Protestanten

Es folgten zum ersten Aussprachethema — dem Verhältnis zwischen Katholiken und Protestanten heute — zwei Referate. Professor Dr. *Franz Arnold*, Tübingen, sprach über das Thema „Der Andersgläubige in der katholischen Verkündigung“ und entfaltete vor allem zwei Grundgedanken: 1. Unsere Verkündigung darf nicht insofern vom Andersgläubigen bestimmt sein, daß sie nur polemisch einseitig herausarbeitet, was im andern Lager bestritten oder verkürzt wird; das Meßopfer z. B. darf nicht fast nur als Gegenwärtigsetzung des Kreuzesopfers,

es muß auch als Dank- und Lobopfer behandelt werden, wie es in Pius' XII. Enzyklika *Mediator Dei* zur Genugtuung aufgeschlossener evangelischer Christen (Propst Asmussen) geschehen ist. 2. Die Verkündigung vom Andersgläubigen als Person muß sich immer wieder an den Evangelientexten über Jesu Christi Verhältnis zu den andersgläubigen Samaritanern orientieren; Rechtgläubigkeit ist noch keine Bürgschaft für das rechte Verhalten nach Gottes Willen; und dieses Verhalten kann auch bei Andersgläubigen anerkannt werden, ohne daß damit die Verleugnung der eigenen Glaubensgewißheit („das Heil kommt von den Juden!“) verbunden sein dürfte.

Gerechtigkeit, Verständnis, Liebe, Gebet

Als Korreferent sprach Professor Dr. *Heinz Fleckenstein*, Regensburg, über „Der Katholik und der Andersgläubige in der Praxis“. Er folgte dabei den Leitworten, die Professor Josef Solzbacher in einer mit den oben erwähnten Thesen zusammen versandten Katechese über das Verhältnis der Christenheit zum jüdischen Volk aufgestellt hatte: „Gerechtigkeit“ — Kampf gegen das generalisierende Vorurteil, Respekt auch vor dem irrrenden Gewissen des andern; „Verständnis“ — Redlichkeit in der Würdigung des gesamten Anliegen-Komplexes, der den andern zu seinem Glauben bestimmt; auch unser unkontrolliertes Denken und Reden über den Andersgläubigen darf nicht ein verständnisloses Absprechen sein; „Liebe“ — ehrliches Ringen darum, daß unsere Katholizität nicht zu Anti-Protestantismus wird (überhaupt nicht zur Anti-Haltung); „Gebet“ — worin man sich selbst nicht pharisäisch sieht, sondern gemeinsam mit dem andern vor Gott, in dessen Licht beide schwache Menschen sind und von Ihm das Geschenk der endlichen Einheit erwarten (Joh. 17).

In der anschließenden Aussprache herrschte volle Einmütigkeit darüber, daß die Verbundenheit, die während der Verfolgungsjahre entstand, um keinen Preis wieder verloren gehen darf. Es wurde beklagt, daß Mißverständnisse der letzten kurialen Äußerungen und Überängstlichkeit schon hie und da zum Verzicht auf durchaus erlaubte, ja erwünschte gemeinsame Veranstaltungen katholischer und evangelischer Christen geführt haben; auch daß der politische Kampf gelegentlich wieder mit konfessionalistischen Motiven geführt wird. Dementgegen sind vor allem auch auf dem Gebiete der Kultur und Erziehung, etwa der positiven Überwindung von Schund und Schmutz, alle gemeinsamen christlichen Bemühungen nachdrücklich zu fördern. Für das besondere Gebiet des Films wurde ein entsprechendes Projekt diskutiert, das unter dem Titel „Von mir nimmst du zu trinken?“ Jesu Verhalten zur Samariterin in seiner Vorbildlichkeit für richtiges interkonfessionelles Verhalten heute breiteren Kreisen erschließen soll.

Die christlich-jüdischen Beziehungen

Das zweite Thema der Besprechung war: „Die neue Entwicklung der christlich-jüdischen Beziehungen“, wie sie ebenfalls durch das gemeinsame Verfolgtwordensein angebahnt worden ist.

Professor Dr. *Nikolaus Monzel*, Bonn, berichtete von religionssoziologischen Übungen zur Judenfrage, welche er in seinem Seminar für christliche Gesellschaftslehre gehalten hat. (Ähnliche Übungen hält im laufenden Wintersemester Professor Dr. Richard Egenter in Mün-

chen). Es geschah dies aus der Überzeugung, daß konkretes Wissen nötig ist, um die Schwierigkeiten des unallenthalben in der modernen Welt aufgegebenen Zusammenlebens und Zusammenwirkens von Menschen verschiedenen Glaubens und verschiedenen Volkstums zu bewältigen. Unter den entwickelten Befunden interessierte besonders die Erklärung nicht weniger als spezifisch jüdisch geltender Eigentümlichkeiten durch die vielen Jahrhunderte fast ausschließlich städtischen Lebens des jüdischen Volkes.

Das Spannungsverhältnis der Nichtjuden zu diesem erklärte Frau *S. Thieme* 1. durch das Stehen der Juden unter dem sie aus den Völkern heraussondierenden Gesetz im Sinne seines nachexilischen Verständnisses, 2. durch die daraus entwickelte höchstgesteigerte und mehr interpretierende als neuschöpferische Intellektualität. Die notgedrungene Ablehnung der Kommensalität mit allen, die nicht „koscher“ aßen, isolierte die Juden; und überdies befremdeten sie durch das peinliche Ernstnehmen mannigfaltigster Postulate sehr unterschiedlichen Ranges im gleichen Maß, wozu die Verpflichtung auf die Fülle der Thora-Gebote sie zu disponieren pflegt. Die Beschäftigung mit diesen macht überdies die meisten Juden zu „Intellektuellen“ („denen die Welt zum Problem wird“, nach einem Wort Ortega y Gasset), einerseits für einfachere Menschen unverständlich, daher unheimlich („Verschwörer“), andererseits vielfältig erfolgreich und darum beneidet.

In der Aussprache wurde vor allem von Domkapitular Dr. *Kramer*, dem Vertreter des Bischofs von Würzburg, überaus ernst die Gefahr eines neuen Antisemitismus im deutschen Volke beleuchtet und dankbar zur Kenntnis genommen, daß der Deutsche Koordinierungsrat der Christen und Juden in nächster Zeit seine besondere Aufmerksamkeit der überaus heiklen Wiedergutmachungsfrage zuzuwenden beabsichtigt. Weiterreichende Ausblicke galten der Gefährdung der Juden auch in Nordamerika, der Bedeutung des Staates Israel und der heilsgeschichtlichen Zukunft, für welche die Wiedervereinigung von Altem und Neuem Gottesvolk verheißen ist.

Das Wiener „Seminar für soziale Berufe“

Das im Herbst 1949 von den Kalasantinern, Wien XV, errichtete „Seminar für soziale Berufe“ ist in sein zweites Jahr eingetreten. Das Seminar ist eine zweijährige Schule zur Ausbildung von Männern für die Aufgaben der Fürsorge, besonders Heimleitung und Lehrlingsbetreuung, der gewerkschaftlichen Arbeit und der sozialen und caritativen Arbeit in der Pfarre.

Initiator und Leiter des Werkes ist der bekannte Arbeiterpriester P. Alexander Bredendick. Maßgebend für die Gründung war die Überlegung, daß es sehr einseitig ist, für die sozialen und caritativen Aufgaben in Kirche und Gesellschaft nur Frauen heranzubilden, da viele dieser Aufgaben besser von Männern ausgefüllt werden. Ferner die Überlegung, daß unsere Zeit im Zeichen des Wohlfahrtsstaates und der Sozialpolitik steht und es nicht so sehr darauf ankommt, eigene Institutionen zu schaffen, die finanziell kaum durchzuhalten sind, als vielmehr für die staatlichen und städtischen Einrichtungen, die immer mehr ausgebaut werden, geeignete Männer katholischen Glaubens bereit zu halten. Noch hat sich kein bestimmter Studiengang und kein Berechtigungswesen für die Berufe des Heimleiters und Fürsorgers herausgebildet.

Die Dinge sind noch im Fluß, es gibt Raum für Pionierarbeit. Wer den Raum ausfüllt, kann damit rechnen, die Entwicklung zu beeinflussen.

Wie wichtig es ist, Katholiken für diese Berufe auszubilden, geht aus der Tatsache hervor, daß nach einem ungeschriebenen Gesetz in der gegenwärtigen österreichischen Koalitionsregierung das Ministerium für soziale Verwaltung immer mit einem Mann der SPÖ besetzt wird und auch in allen Landesregierungen das sozialpolitische Referat in Händen der SPÖ liegt.

Eine weitere Aufgabe des Seminars besteht darin, die Dozenten zu einem sozialpolitischen Arbeitskreis zusammenzuschließen, um die sehr fühlbare Kluft zwischen Theorie und Praxis überbrücken zu helfen.

Im Seminar werden drei Kategorien von Fächern unterrichtet: 1) weltanschauliche Fächer (besonders Bibelkunde und Moral), da gerade die praktische soziale Arbeit ein verinnerlichtes Leben verlangt; 2) Geschichte, Psychologie und Pädagogik, Staatsbürgerkunde und Soziallehre; 3) die praktischen Gegenstände, wie Sozialversicherung, Gewerkschaftskunde, Jugendfürsorge, Berufsberatung und Sozialpolitik. Ein eigener Lehrgegenstand ist „Arbeiterkultur“, eine Sache, die noch in den Anfängen steckt. Für das kommende „Zeitalter des Arbeiters“ — so die Meinung P. Bredendicks — ist hier eine große Aufgabe zu erfüllen: die Gestaltung des Heimes und der Freizeit, vor allem des Sonntags aus den Kräften des Christentums und des Arbeiterlebens zugleich. Derzeit ist das Kino gleichsam die Kirche des Arbeiters; dieser sucht dort nicht bloß Ablenkung, sondern auch etwas fürs Gemüt, wie überhaupt das Verlangen nach lebenerfüllenden geistigen Werten in der Arbeiterschaft größer ist, als man gemeinhin annimmt. P. Bredendick ist der Meinung, daß die Menschen vielfach nur deshalb die heidnischen Vergnügungen aufsuchen, weil noch nichts christlich Geformtes da ist. So ist auch hier eine ausgesprochene Pionierarbeit zu leisten.

Zwei Filme:
„Es kommt ein
Tag...“

Den deutschen Film „*Es kommt ein Tag*“ darf man vielleicht den besten seit Kriegsende nennen. Die junge

Film-Aufbau A. G. in Göttingen, die sich mit an erster Stelle innerhalb der heutigen deutschen Filmproduktion darum bemüht, dem deutschen Film wieder etwas von seiner ehemaligen Weltgeltung zurückzugewinnen, hat ihn hervorgebracht, der Regisseur Rudolf Jugert hat ihn gedreht, und zwei hervorragende junge Schauspieler geben ihm, neben einem ausgewogenen Ensemble, sein Gesicht: Dieter Borsche (bekannt aus der „Nachtwache“ als der katholische Kaplan) und Maria Schell, eine junge Schweizerin, die eine neue Note beseelter Schönheit und innerer Anmut mit sich bringt. Aber damit ist das Wesentlichste noch nicht gesagt; dem Film liegt die Novelle „Korporal Mombour“ von Ernst Penzoldt zugrunde, und hier erleben wir es wieder einmal, daß es eine der legitimen Möglichkeiten des Films ist, dem Atem eines epischen Kunstwerks nachzuspüren und ihn ruhig, behutsam in seine Bildsphäre zu übersetzen. Die Geschichte ist herzbewegend einfach und hat im Grunde nur ein Thema, das Dreiklang-Thema von Krieg, Liebe und Tod. Ein altes Thema also, ein heute wieder mit neuen Akzenten versehenes, immer gültiges Thema. Aber wenn wir dabei einige Kampfscenen des deutsch-französischen Krieges von 1870/71 zu sehen bekommen, so doch nur, um die

Sinnlosigkeit des Krieges zu beweisen. In Wahrheit geht es um das hohe Gut des Friedens und um die echten menschlichen Beziehungen, die durch den Krieg wohl bedroht, aber im tiefsten nicht in Frage gestellt werden.

Der deutsche Korporal Mombour erschießt bei einem Rückzugsgefecht der Franzosen einen jungen französischen Leutnant, dessen stilles Gesicht sich ihm einprägt und aus dessen persönlichem Besitz er ein handgeschriebenes Notenblatt zurückbehält. Der Zufall führt ihn, als sein Regiment im Städtchen St. Godard Quartier nimmt, in ein Haus, dessen Bewohner seinen eigenen Namen tragen und die ihn, den „Feind“, von einer seltsamen Sympathie bewegt, nicht nur wie einen Freund, sondern wie einen Sohn gastlich aufnehmen. Die Eltern und die junge Madeleine, vor allem aber die schwer leidende Mutter leben in der bangen Erwartung der Rückkehr ihres Sohnes, dessen belebende Gegenwart jeder auf seine Weise entbehrt; „die Welt wird schöner durch seine Anwesenheit“, sagt die Mutter von dem jungen Musiker, und Madeleine spielt ihm eine der volksliedhaften Kompositionen des Bruders vor, zu der sie selber den anmutig-schlichten Text verfaßt hat. Es braucht nur noch weniger anderer Indizien, um den Korporal Mombour, der vom ersten Augenblick an von Madeleines Zauber eingefangen worden ist und auch ihr Herz gewonnen hat, begreifen zu lassen, daß „sein Toter“ eben jener Gaston Mombour, sein Namensvetter, ist, der Sohn des Hauses, das ihn voller Liebe aufgenommen hat. Nur Madeleine ist dazu ausersehen und verurteilt, das furchtbare Wissen um diese schicksalhafte Verknüpfung mit dem Geliebten zu teilen; während die Nachricht von Gastons Tod in das bis dahin so friedvolle Haus einbricht, ringt Madame Mombour selbst bereits mit dem Tode, und Friedrich Mombour ist bereit, an einer barmherzigen Täuschung mitzuwirken: er zieht die Uniform Gastons an und bereitet der Sterbenden noch einen Augenblick des höchsten Glücks, bevor sie die Augen schließt. In diesem Moment aber wird das Städtchen von den Franzosen angegriffen: als der Korporal, von den Fanfaren seines Regiments gerufen, auf die Straße stürzt, trifft ihn, den die Deutschen für einen Franzosen halten, eine deutsche Kugel. Über dem Antlitz des Sterbenden, den sie in ihren Armen hält, spricht Madeleine zum erstenmal die Worte: „Ich liebe Dich“.

Diese Erzählung, die auch in ihrer filmischen Übersetzung jeden falschen Ton vermeidet und alles in einer wunderbar verhaltenen Schwebelast läßt, ist in eine winzige Rahmenhandlung eingebettet; der Erzählende sagt dann in seinem letzten Satz noch den eigentlichen Kommentar dazu: „Vielleicht meint Ihr, daß alles zuviel Zufall sei an dieser Geschichte. Aber ist es nicht ein größerer Zufall, daß wir alle verschiedene Namen haben an Stelle eines einzigen? Und lieben wir nicht alle zu wenig — in diesem kurzen Leben und angesichts des langen Todes?“ Was den Film übrigens besonders schön macht, ist der Umstand, daß er von seinem Gegenstand her viel französische Atmosphäre mitbekommen hat, die sich auch aus dem teilweise französisch geführten Dialog ergibt und die sich auch auf die Photographie erstreckt: so „malersisch“, so pastos, so eingebettet in ein kompositionelles Ganzes ist selten in einem deutschen Film photographiert worden. Eine ganz hervorragende Leistung ist noch besonders anzumerken: die Darstellung der Madame Mombour durch Lil Dagover, die hier den Beweis liefert, daß

es für eine Frau durchaus möglich ist, auf eine bezaubernde Art zu altern. — Der Film, der mit seinem Titel jene Menschheitshoffnung ausspricht, daß einmal der Tag kommen möge, an dem der Wahnsinn des Krieges aufhört, wird auf den kommenden Filmfestspielen in Venedig 1951 für den Preis des Internationalen Katholischen Filmbüros in Vorschlag gebracht werden: er verdient das unbedingt, denn hier geht es einmal ganz von innen her, ohne jeden äußeren Aufwand, um die ewigen Güter der Menschheit, die nicht damit schon angedeutet, geschweige denn gesichert sind, daß in einem Film katholische Geistliche auftreten oder gottesdienstliche Handlungen gestellt werden. Er ist vielmehr ein Beispiel für die Möglichkeiten, vom „Profanen“ her, ohne inhaltlich religiöse Probleme, die zum Beispiel als schwere Fracht der „Nachtwache“ anhafteten, zu den entscheidenden Menschenproblemen vorzustoßen und durch vieles Ungesagte den Ausblick auf eine höhere Ordnung um so überzeugender zu gewinnen.

... und „Johanna von Orléans“ Das wird besonders klar, wenn man den mit so viel Spannung erwarteten amerikanischen Farbfilm betrachtet, in dem Ingrid Bergman als „Johanna von Orléans“ wirkt. Es ist wieder einmal alles an historischer und technischer Vervollkommnung aufgeboten, deren der heutige Film fähig ist; dennoch ist im Endeffekt nicht sehr viel mehr als ein interessanter bunter Bilderbogen herausgekommen, der das Eigentliche verfehlt. Charaktervolle Gesichter, gute wie böse; korrupte Fürsten, weltliche Fahnen, zarte Landschaften, mittelalterliche Städtebilder und ein stellenweise allzu rotglühender Himmel: das ist der Hintergrund, vor dem sich das sehr nordische Gesicht dieser Johanna abhebt, dem sie vom Psychologischen her überzeugende Wandlungen zu geben weiß, ohne damit doch, nur für einen Augenblick, jene Sphäre des Geheimnisses zu treffen, die sich so mühelos um die „Bernadette“ der Jennifer Jones herstellte. Ist es nur ein Unvermögen der Schauspielerin, ist es das Unvermögen des Regisseurs Victor Fleming? Keiner scheint hier von dem angerührt gewesen zu sein, von dem man angerührt sein muß, wenn man sich um das Leben einer Heiligen müht — der Schritt in die „andere“ Sphäre wird nirgends vollzogen, keine Kapelle und keine Musik, kein Kruzifix und kein noch so nach innen gesammeltes oder verzücktes Gesicht der Angeklagten oder auf dem Holzstoß Stehenden läßt uns hier vergessen, daß wir es mit nichts anderem als einem historischen Film unter anderen zu tun haben. Dabei muß man nicht einmal an Claudel-Honeggers szenisches Oratorium von der „Johanna auf dem Scheiterhaufen“ denken, das diesen Überschnitt in den Bereich des Übernatürlichen von der Kraft des Dichters her leistet: „Bernadette“ sowohl wie auch „Monsieur Vincent“ haben bewiesen, daß auch der Film vor einer solchen Aufgabe nicht zu resignieren braucht. Doch ist wohl eine grundsätzliche Voraussetzung in der Gesinnung unerlässlich, mit der man an die Schöpfung eines solchen Werkes herantritt; sie wird sich ihm als ein wesenhaftes Fluidum mitteilen, wo sie vorhanden ist, so wie hier Ungenügen und Leere zurückbleiben, obwohl alles Material zusammengetragen worden ist, aus dem das „Wunder“ eines Heiligen-Films hätte entstehen können.

Ein neues
Messformular für
Mariä Himmelfahrt

Papst Pius XII. las das Pontifikalamt nach der Verkündigung des Dogmas am 1. November zum erstenmal nach einem neuen Proprium, das nunmehr in der ganzen Kirche für das Fest Mariä Himmelfahrt vorgeschrieben wird.

Das neue Proprium unterscheidet sich im ganzen Wortlaut von dem bisherigen Formular für das Fest des 15. August. In den Psalmteilen wird die neue Übersetzung verwendet, die damit ihren Einzug ins Missale hält. Die neue Messe beginnt mit den Worten: „Signum magnum“.

Das neue Formular lenkt durchgehend unsere Aufmerksamkeit auf die Bedeutung der Himmelfahrt der Gottesmutter für unser Leben. Im Kirchengebet bitten wir, daß wir, „stets aufmerksam auf die himmlischen Dinge, wert gefunden werden, die Herrlichkeit Marias zu teilen“. Im Stillgebet heißt es: „Durch die Fürbitte der seligen Jungfrau Maria, die in den Himmel aufgenommen wurde, mögen unsere Herzen, von Liebe entflammt, sich immer nach Gott sehnen.“ Das Schlußgebet erfleht, daß wir „durch die Verdienste und die Fürbitte der seligen Jungfrau Maria, die in den Himmel aufgenommen wurde, zur Herrlichkeit der Auferstehung gelangen“ mögen. Die neue Epistel wiederholt die Segensworte des Propheten Ozias über Judith. Das Evangelium gibt die Bezugnahme auf Maria Magdalena auf und ersetzt sie durch das Magnificat. Das Magnificat klingt im Kommunionvers noch einmal auf.

Der Seligsprechungs- Die Ritenkongregation erkannte in prozeß Pius' X. ihrer Sitzung am 24. 10. 1950 zwei Krankenheilungen als Wunder an, die auf die Fürbitte des ehrwürdigen Pius X. gewirkt worden sind. Sobald der Papst die Entscheidung der Kongregation bestätigt haben wird, sind die Voraussetzungen für die Seligsprechung erfüllt.

Die beiden Fälle, die als Wunder anerkannt wurden, sind aus einer großen Zahl auffälliger Gebetserhörungen herausgegriffen worden. Es handelt sich um die im Jahre 1939 verstorbene französische Ordensschwester Marie-Françoise Deperras und die noch lebende italienische Schwester Benedetta a S. Maria. In beiden Fällen erklärte die medizinische Kommission der Ritenkongregation, daß diese Heilungen „außer und über den natürlichen Möglichkeiten“ liegen. Auf Grund dieser Feststellung der medizinischen Wissenschaft hatten die Theologen darüber zu entscheiden, ob die Kräfte, die diese Heilungen bewirkten, mit Sicherheit als übernatürlich, d. h. als von Gott gewirkt, erkannt werden können. Sie haben diese Frage bejaht. Es ist anzunehmen, daß der Heilige Vater sich dem Urteil der Kongregation anschließen wird. Alsdann kann zur Festlegung des Termins der Seligsprechung geschritten werden.

Msgr. Muench zum
Erzbischof erhoben

Papst Pius XII. hat den Regens der Apostolischen Nuntiatur in Deutschland, Msgr. Alois Muench, Bischof von Fargo (USA), zur persönlichen Würde eines Erzbischofs erhoben. Die Ernennung wurde während des römischen Aufenthaltes von Msgr. Muench, der an der Verkündigung des Dogmas teilnahm, bekanntgegeben.

Vom 10.—14. Oktober tagte in Rom der Internationale katechetische Kongreß unter Teilnahme von mehr als fünfhundert Delegierten, die zumeist vom Episkopat aus mehr als dreißig Ländern entsandt waren. Der Kongreß erbrachte ein Bild von der Organisation, den Methoden, Erfolgen und Schwierigkeiten der katechetischen Arbeit in den wichtigsten Ländern und erörterte außerdem einige grundsätzliche Probleme zeitgerechter Glaubensverkündigung.

Das Wort des Hl. Vaters

Papst Pius XII. gab dazu in seiner Ansprache an die Teilnehmer verschiedene Weisungen. Der Papst sprach zunächst von den Kräften, die dem Glauben entgegenwirken. Nur ein solide gegründeter Glaube könne ihnen unangefochten standhalten. So stelle sich die Frage nach dem Fundament der Katechese.

„Man könnte annehmen, diese Grundlage bildeten die Gesetze, Vorschriften, Bräuche und gesetzmäßigen Riten. Aber dies alles, wie hoch man es auch einschätzen mag, sind Zweige, nicht die Wurzel. Sie haben ihren Nutzen, wenn die entsprechende Lehre der Wahrheit aus ihnen strömt. Und diese Lehre umfaßt das Dogma, die Sittengesetze und die Einrichtungen des Gottesdienstes. Fehlt es daran, daß man jene Dinge durch die Lehre unterbaut, dann schweben sie in den Wolken und hängen im Leeren.“

Mit aller Mühe um zeitgemäße Verkündigung müsse vor allem der Glaube an Gott, Christus und die Kirche gelehrt, das Sittengesetz vorgelegt und der Gottesdienst nahegebracht werden. Im übrigen solle der Stoff den Hörern angepaßt sein. „Mit den jungen Menschen, vor allem in den höheren Schulen, können und müssen bisweilen auch nützliche Lebensfragen, die sich aus der Gelegenheit ergeben, sowie eine Auswahl aus der christlichen Philosophie, und auch die Probleme, die zwischen der Heiligen Schrift und der Natur- und Geschichtswissenschaft auftreten, besprochen werden.“

In der Form der Darbietung hüte man sich vor zwei Gefahren: „Durch das Bemühen um angenehme und aufgelockerte Darstellung darf nicht die Ehrfurcht, die man dem Heiligen schuldig ist, die Frömmigkeit und die innerliche Überzeugungskraft leiden. Im Geist und Gedächtnis darf nicht nur das Bild und die Anekdote hängen bleiben, während die Hauptsachen zu ihrem Schaden im Schatten stehen. Und ferner hüte man sich davor, daß der Stoff der Katechese durch das bestimmt werde, was den Schülern gefällt, paßt und ihrem wandelbaren Urteil entspricht, so daß man heute, wie zu Zeiten des Propheten Isaias, sagen müßte: ‚Ihr redet, was uns gefällt‘ (Is. 30, 10).“

Der Papst sprach dann von den Eigenschaften des rechten Katecheten und warnte besonders davor, den Unterricht der weniger Gebildeten leicht zu nehmen. Im Gegenteil: hier müsse man zur soliden Lehre noch die Mühe hinzufügen, sich um so deutlicher verständlich zu machen. Wem diese Aufgabe zugefallen sei, der müsse ein guter Psychologe sein und dürfe erst recht nie aufhören, ein Lernender zu bleiben.

Der Heilige Vater schloß mit einer Feststellung, die jeden Katecheten erschüttern sollte: „Unser Herz empfindet einen Schlag, wenn sich aus Enquêtes, wie sie jetzt häufig unter den verschiedenen Altersgruppen, Geschlechtern und Schulen veranstaltet werden, ergibt, daß der größere Teil

derjenigen, die vom Glauben abfallen, durch Unzulänglichkeit und Schuld von Priestern zu ihrem traurigen Schiffbruch gelangt sind. Umgekehrt: wo Männer in Volk und Staat mit Autorität und Charakter ihres Amtes walteten und walten und ihrem katholischen Glauben die Treue wahrten und ihn freimütig stützten, da war das sehr häufig das Verdienst eines gebildeten und eifrigen Priesters und seines ehrwürdigen charakterlichen Beispiels.“

Katechese der Jugend

Bischof Henri Pinson von St. Flour (Frankreich) befaßte sich in einem Referat mit der Katechese der Altersstufen von 12 bis 18 Jahren. Man müsse feststellen, daß diese Altersgruppen die größten Schwierigkeiten machen. Das liege nicht nur am Alter dieser jungen Menschen und seinen besonderen Schwierigkeiten. Der Unterricht trage ihnen psychologisch zu wenig Rechnung. In diesen Jahren neigt der Mensch dazu, alles zu bezweifeln. Er wird seiner Freiheit gewahr und schäumt über. Deshalb müsse die Lehre jetzt in der Form des Beispiels vor ihn hingetragen werden. Er muß auch in der Religion bewundern und lieben können. Ferner muß ihm auch im religiösen Bereich Gelegenheit zur Aktivität gegeben werden. Von hier aus kam der französische Bischof zu einer Forderung, die vor allem die Religionslehrer der höheren Schulen angeht. Sie ist wohl schon häufig ausgesprochen, aber im allgemeinen nie ernstgenommen oder vielmehr verwirklicht worden. Aber nun, von der Warte dieses Forums verkündigt, wird sie bei der Reform des höheren Religionsunterrichtes nicht mehr übergangen werden dürfen. Wenn der Unterricht in diesen Jahrgängen Früchte zeigen soll, muß er historisch-biblischt-liturgisch ausgerichtet werden und darf nicht mehr länger nur Seminartheologie en miniature bleiben.

Am zweiten Tag wurde ein Überblick über die Schulgesetzgebung der einzelnen Staaten gegeben. Die größten Privilegien genießt der Religionsunterricht zur Zeit in den Staatsschulen von Irland, Malta, Spanien, Österreich und Westdeutschland. Begünstigt, doch nicht in gleichem Maße, ist er in Italien. In den meisten Staaten müssen diejenigen Kinder, die öffentliche Schulen besuchen, außerhalb des Schulunterrichts in Religion unterwiesen werden. Einige dieser Staaten, vor allem die USA, gewähren dafür dem kirchlichen Privatschulwesen größte Freiheit.

Erwachsenenkatechese

Einen bedeutsamen Vortrag über die Glaubensverkündigung und Glaubensschulung in den Kreisen der Erwachsenen hielt der Superior der „Catholic Missionary Society“ Englands, John Heenan. Er ist der Meinung, die forcierte Indifferenz weiter Kreise gegenüber dem Glauben sei nur ein Schauspiel. In Wirklichkeit habe eine große Zahl abseits stehender Gläubiger und dem Christentum Fernstehender einen elementaren religiösen Durst. Aber diese Menschen scheuen aus ihrer Erfahrung heraus die üblichen offiziellen Formen der Verkündigung, die gewöhnliche Predigt z. B. Sie reagieren auch nur schwach auf unpersönliche schriftliche Darlegungen, Zeitschriften, Flugblätter usw. Sie öffnen sich aber leicht in der zwanglosen persönlichen Aussprache im kleineren Kreise. Der Erzbischof von Montevideo, Msgr. Anton Barbieri, ergänzte diese Feststellungen, indem er auf die kaum zu überschätzende Bedeutung der Radiosendungen hinwies, sofern sie den rechten Ton treffen.

Ziel der Katechese: Gottesliebe

Aus dem deutschen Sprachgebiet kamen zwei Redner. Msgr. Josef Hlawati, der Direktor der katechetischen Zentralstelle des österreichischen Episkopates, war ausgewählt worden, die Funktion des „Bischöflichen Katechetischen Amtes“ darzustellen, dessen Errichtung vom Heiligen Stuhl durch das Dekret „Provido sane“ allen Bischöfen befohlen worden ist. Dr. Clemens Tilmann, München, sprach über den christlichen Katecheten und zeichnete Christus als sein Vorbild. Er forderte — mit dem Passauer Katholikentag —, daß viel mehr Aufmerksamkeit auf die Schulung der christlichen Eltern zu ihrem Amt als Katecheten verwendet werde. Bezüglich der katechetischen Methode lehre der Herr uns den Primat des Praktischen in der Zielsetzung. Die Katechese will zur „religio“ führen. Sie darf deshalb weder bei der bloßen Veranschaulichung der Tatsachen des christlichen Glaubens, noch bei der wissenschaftlichen Aneignung des Stoffes oder dem vielfach noch immer überschätzten gedächtnismäßigen Einprägen Halt machen. Wörtlich sollte nur das eingeprägt werden, was der Schüler mit eigenen Worten nicht zu sagen vermag, was zur Terminologie unseres Glaubens gehört und was Wort Gottes oder traditionsgeheiligt Gebetswort ist. Im ganzen aber ist die Katechese soviel wert, wie sie dazu führt, „daß sie im Werke tun, was sie im Glauben vernommen haben“. Das Wissen muß sich zunächst in das Vermögen zu beten umsetzen, dann ins geistliche Gespräch und schließlich in das Werk der Gottesliebe. Tilmann wandte große Mühe auf, die katholische Weltöffentlichkeit auf die Erziehungsmacht der Liturgie hinzuweisen und sprach den Wunsch aus, die Kirche möge bei den bevorstehenden liturgischen Reformen nicht zu ausschließlich dem Anbetungscharakter der Liturgie Rechnung tragen, sondern auch die didaktische Tradition weiterführen. Der Präfekt der Konzilskongregation, Kardinal Bruno, beschloß die Reihe der Redner mit einem erneuten Hinweis auf die Bedeutung des Dekretes „Provido sane“.

Römischer Laien- kongreß vertagt

Es fällt auf, daß der letzte in der Reihe der großen römischen Kongresse aus Anlaß des Heiligen Jahres plötzlich vertagt wurde. Es handelt sich um den Weltkongreß des Laienapostolates, dessen Zusammentreten ursprünglich auf den 18. Dezember festgelegt war und der nun auf einen noch nicht bestimmten Zeitpunkt im nächsten Frühjahr verschoben wurde.

In der offiziellen Begründung für diese Vertagung heißt es, daß der Kongreß praktisch und theoretisch besser vorbereitet werden soll. Wenn von der „theoretischen“ Vorbereitung eines solchen Kongresses die Rede ist, kann das eigentlich nur besagen, daß man in Rom erkannt hat, daß die Theologie des Laienapostolates und des Laienstandes mit der praktischen Entwicklung seiner Rolle im kirchlichen Leben nicht Schritt gehalten hat.

Die Lage der christ- lichen Arbeiter- vereine Italiens

In Rom fand am 4. und 5. November der 3. Nationalkongreß der christlichen Arbeitervereine Italiens statt, auf dem die gegenwärtige Lage dieser Organisationen und die Probleme, denen die Arbeiterschaft heute in Italien gegenübersteht, besprochen wurden. 600 Delegierte aus allen italienischen Provinzen nahmen an dem Kongreß

teil. Auch waren Abordnungen von entsprechenden Organisationen aus Westdeutschland, Holland, Belgien, Frankreich und Spanien zugegen. Diese Nationalkongresse der christlichen Arbeitervereine Italiens finden alle zwei Jahre statt, und der diesjährige wurde dementsprechend eröffnet mit einem Überblick über die Entwicklung der Vereine in den letzten beiden Jahren. Die christlichen Arbeitervereine umfassen heute in Italien neben den Zentralorganen etwa 5000 Gruppen im ganzen Land und zählen über 600 000 Mitglieder.

Die auf der Tagung behandelten Probleme waren vor allem das Verhältnis zu den demokratischen Gewerkschaften, die soziale Bildung und Berufsschulung, Umschulung, Volksbildungswerke, Urlaubs- und Erholungswesen, wirtschaftliche und kooperative Aktivität.

Die ACLI und die Gewerkschaften

Zwei große Vorträge bildeten die Grundlage der Diskussionen. Der erste davon war der Vortrag des Präsidenten der Christlichen Arbeitervereine Italiens, des Abgeordneten Storchi. Er ging davon aus, daß die Christlichen Arbeitervereine sich bei ihrem letzten Kongreß im Jahre 1948 das Ziel gesetzt hatten, die soziale Bewegung der christlichen Arbeiter zu werden. Sie haben damit eine spezifische Funktion der Initiative, der Förderung und des Einsatzes im sozialen Bereich übernommen. Storchi hob die Leistungen der letzten zwei Jahre hervor, betonte aber, daß die Arbeit in Zukunft noch konkreter werden müsse, so daß die Christlichen Arbeitervereine wirklich die Mitwirkung der christlichen Arbeiter in den sozialen Kämpfen unserer Zeit garantieren. Die Christlichen Arbeitervereine Italiens (ACLI) sind jedoch, als Organe des Antriebs, der Förderung, keine Partei und auch keine Gewerkschaft, obwohl sie sich weder von den politischen Problemen noch von den Gewerkschaftsfragen, die die Arbeiterschaft angehen, abwenden.

Gegenüber den Gewerkschaften besteht, wie Storchi betonte, die Notwendigkeit einer Verständigung und Zusammenarbeit im Interesse der gesamten Arbeiterschaft. Die ACLI haben dabei die Aufgabe, ihren Mitgliedern Richtlinien zu geben und ihre Aspirationen in Übereinstimmung mit den großen Prinzipien der christlichen Soziallehre zu bringen.

Auf den Überblick über die einzelnen Aktivitäten der Vereine, mit denen Storchi seinen Vortrag schloß, brauchen wir hier nicht einzugehen.

Die konkreten Probleme der Arbeiterschaft Italiens

Der zweite Vortrag, der des Abgeordneten Bersani, befaßte sich mit den Problemen, denen die italienische Arbeiterschaft überhaupt heute gegenübersteht: Kampf gegen Not und Arbeitslosigkeit; Versicherungswesen und soziale Sicherheit; Umwandlung der gesamten Wirtschaftsstruktur nach gerechten Gesichtspunkten; Einordnung der Arbeiterschaft in den modernen Staat durch Mitbewältigung der großen Probleme der Kollektivität, und schrittweise Umgestaltung der dirigierenden Schicht.

Das entscheidende Problem für die soziale Lage Italiens ist immer noch die fortdauernde Not der breitesten Volksschichten. Die Reform des Versicherungswesens, das in Italien völlig rückständig ist, wäre daher äußerst dringlich, und es herrscht große Erbitterung darüber, daß sie immer wieder verschoben wird.

Ein weiteres Problem ist das Wühlen der Kommunisten in den Belegschaften der Betriebe. Diesem könnte nur entgegengetreten werden durch eine Reform der Struktur der Unternehmen; eine solche gehört daher zu den wichtigsten Ansatzpunkten der Arbeit der ACLI, die auf legislative Maßnahmen in diesem Bereich drängen. Selbstverständlich kam auch die Agrarreform und die ersten Schritte zu deren Verwirklichung zur Sprache, da dies ja die dringendste Frage des italienischen Südens ist. Bersani berichtete, daß die bisher gemachten Versuche die Befürchtungen widerlegt haben, die Aufteilung des Großgrundbesitzes könne sich nachteilig auf die Produktion auswirken. Um so mehr drängen die ACLI nun darauf, daß das ganze Programm der Agrarreform zur Durchführung gelangt. Zum Schluß betonte Bersani die absolute Notwendigkeit, daß die ACLI, nachdem sie nun ihr Programm klar herausgearbeitet haben, sich durch verschiedene direkte und indirekte Organe einen tatsächlichen Einfluß zur Verwirklichung ihrer Intentionen schaffen, so daß die christlichen Arbeiter zur Avantgarde der sozialen Neuordnung des Landes werden könnten. Solche bestehen bisher noch nicht.

Gegen die Tendenzen zur christlichen Gewerkschaft

Der ganze zweite Tag des Kongresses war der Diskussion der laufenden Fragen im Anschluß an diese beiden Vorträge gewidmet. Unter diesen Fragen stand aber ganz entschieden eine im Vordergrund, nämlich die der Entwicklung auf eine christliche Gewerkschaft hin; und zwar war die Kritik an allen auf die Gründung christlicher Gewerkschaften in Italien hindrängenden Tendenzen innerhalb der ACLI bei weitem in der Übermacht gegenüber den Trägern dieser Tendenzen. Man hält durchaus an der auf dem vorigen Kongreß im Jahre 1948 festgelegten Orientierung auf eine tätige Mitarbeit innerhalb der demokratischen Gewerkschaften fest und findet die richtigste und wirksamste Möglichkeit der Auswirkung der christlichen Soziallehren und christlichen Impulse dann gegeben, wenn die christlichen Arbeiter und ihre Organisationen, die ACLI, sich innerhalb der bestehenden Gewerkschaften einsetzen.

Zum Abschluß der Tagung wurde eine Erklärung herausgebracht, deren Hauptpunkte folgende sind:

Festgestellt wird das Fortbestehen ungerechter kapitalistischer Wirtschaftsstrukturen und einer sehr schwierigen Lage der Arbeiterschaft, die auf eine echte Wirtschaftsdemokratie drängt. Als gegenwärtig zu verwirklichende Schritte auf dieses Ziel hin werden genannt: Kampf gegen die Arbeitslosigkeit und für Vollbeschäftigung der Arbeitskräfte; Reform der kapitalistischen Strukturen durch Beteiligung der Arbeiter an der Betriebsleitung auf kommunitärer Basis; sofortige Bildung eines Nationalrates für Wirtschaft und Arbeit; Agrarreform; Familienlohn; Reform der Sozialversicherungen; Gewerkschaftsgesetzgebung und Reform der Bürokratie.

Das Schulproblem in Frankreich Gemäß einer Vereinbarung der Parteien beim Zustandekommen der gegenwärtigen Koalition hat die Regierung Pleven nunmehr eine Kommission ernannt, die das Schulproblem studieren und dabei auch die Lage der freien Schulen prüfen soll. Die Kommission, unter dem Vorsitz von Paul-Boncour, zählt mehrere katholische Persönlichkeiten

unter ihren Mitgliedern. Sie wird der Regierung Empfehlungen zu unterbreiten haben.

Diese Ernennung ist ein geringer Trost für die Katholiken, die für ihre Schulen bei steigendem Preisniveau immer schwerere Opfer bringen müssen und deren Schulen dem Staate die Aufwendungen für 43% der Schüler abnehmen. Die Unwilligkeit der katholischen Bevölkerung darüber, daß sie durch ihre Steuern die Staatsschulen finanzieren, aber die eigenen Kinder, der Gleichheit aller Bürger zum Hohn, auf eigene Kosten ausbilden lassen muß, führte im Laufe dieses Jahres zu ernstesten Protesten (vgl. Herder-Korrespondenz Jhg. 4, Heft 9, S. 393 f.). Doch auch der Staat hat seine Schulsorgen. Die Räume und das Personal der Staatsschulen sind von Jahr zu Jahr weniger imstande, den Nachwuchs an Schülern aufzunehmen, der seit dem Kriege fortdauernd ansteigt. Die freien Schulen könnten einen großen Teil dieser Schüler aufnehmen, wenn man ihre Eltern von der Doppelbelastung befreite, die sie daran hindert, ihre Kinder in die Privatschulen zu schicken. Man könnte also einen Notstand beheben, wenn man vom laizistischen Prinzip abrückte. Die Sozialisten haben jedoch zu erkennen gegeben, daß sie dazu nicht bereit sind, und sie haben dabei die Gefolgschaft aller anderen Laizisten, unter denen sich besonders die Mitglieder des Verbandes der Staatsschullehrer hervortun, deren Präsident Albert Bayet sogar die Mitarbeit in der Regierungskommission ablehnte. Angesichts dieser erklärten Gegnerschaft ist zu befürchten, daß die Arbeiten der Kommission zu keiner Änderung der Gesetzgebung führen werden. Die Grundsatztreue der Laizisten wird den Katholiken vielmehr das Beispiel geben, daß es besser ist, seine Kinder überhaupt nicht oder unzureichend auszubilden, als sie in eine Schule zu schicken, wo sie von einem unerwünschten Geist ergriffen werden.

„Der Christ und die Politik“. Deutsch-französisches Studententreffen in Lamorlaye Christ und Staat, Kirche und Staat, Christ und Politik, kirchliches Einwirken auf die weltliche Ordnung — das ist ein Problemkreis, der in der Herder-Korrespondenz immer wieder beleuchtet worden ist und der zu den wichtigsten Fragen unsrer Zeit gehört, weil er sich mit einer Sphäre befaßt, in der die Christen den ihnen von ihrem Glauben eingegebenen Geist öffentlich zu verwirklichen haben, in welcher Form es auch sei. Eben diese Form ist umstritten, es haben sich letzten Endes zwei Fronten gebildet, die einander gegenüberstehen und deren eine es für die Aufgabe des Christentums hält, christliche Institutionen zu schaffen, in denen christliche Ideale verwirklicht sind, während die andere davon überzeugt ist, daß die freie Verwirklichung des vom Glauben Geforderten nur dann möglich ist, wenn die an sich neutralen Institutionen von christlichen Menschen getragen werden.

Um dieses Problem im Bereich des Politischen (also um den Gegensatz „christliche Politik“ oder „Christen in der Politik“) ging es auch auf einem deutsch-französischen Studententreffen in Lamorlaye bei Paris, wo Ende der diesjährigen Herbstferien die früheren Begegnungen und Gespräche von Überlingen und Hardehausen fortgesetzt wurden. Durch die Vorträge und Diskussionsbeiträge bedeutender Theologen, Politiker und Publizisten aus beiden Ländern ragte diese Tagung weit über den Zweck der internationalen Verständigung hinaus.

Auf deutscher Seite sprachen: P. H. Hirschmann SJ, Frankfurt, über „Die Stellung der deutschen Katholiken gegenüber der Politik“; Pfarrer Hermann Diems, Ebersbach/Württ., über „Die politische Verantwortung des deutschen Protestantismus“; Generalsekretär Kluthe, Dortmund, über die „Deutschen Gewerkschaften“; F. J. Bautz, Walberberg, über die „Linkstendenzen im deutschen Katholizismus“; Prof. Karl Thieme, Lörrach, über „Das politische Handeln des Christen auf der Grundlage des antiken Nomos und der alttestamentlichen Torah“.

Grundsätzliche Orientierung

Der Beitrag *P. Hirschmanns* bestand sowohl in seinem Vortrag wie in den Diskussionen vor allem in der grundsätzlichen Orientierung an der überlieferten kirchlichen Staats- und Gesellschaftslehre. Wenn auf französischer Seite eine gewisse Abneigung gegen die naturrechtlichen Begrenzungen und Betrachtungen vorlag, so beruhte diese wohl vor allem auf den geringen Programm-Möglichkeiten dieser Denkweise. Trotzdem war klar, daß P. Hirschmann einen wesentlichen Punkt der Lehrtradition vertrat, der zutiefst die Würde der menschlichen und damit auch der politischen Natur, ihre Erkenntnis-möglichkeiten und ihre Verantwortung rettete. Bloße Geschichtlichkeit ohne göttliches Menschen- und Geschichtsbild kann dem Christen nicht genügen, denn nur dieses gibt eine bindende Sittenlehre. Doch offenbarte sich in der Diskussion sogleich auch die Gefahr einer so rein theoretischen Betrachtungsweise, da verschiedene deutsche Studenten aus dieser sofort kurzschlüssig eine konservativ-abendländische Kulturpolitik ableiten wollten, die einen starken antisozialistischen Affekt verriet.

Protestantismus und politische Verantwortung

Pfarrer *Diems* legte mit großer Klarheit das reformatorische Denken über Bürgergemeinde und Christengemeinde dar. Er rechnete in offener Selbstkritik mit dem politischen Opportunismus weiter evangelischer Kreise zur Zeit des Nationalsozialismus ab, einer Selbstkritik, die auch die Katholiken zu ehrlicher Gewissenserforschung zwang und die zeigte, wie wenig die politische Ablehnung des Faschismus theologisch grundgelegt war, wie sehr der Kirchenkampf ein Kampf um kirchliche Rechte ohne klare Konzeption des Verhältnisses Kirche-Staat war. Von besonderer Bedeutung war *Diems'* protestantische Begründung der totalen Laizität des Staates, die im Ergebnis weitgehend mit der Position der in Lamorlaye vertretenen französischen Theologen übereinstimmte: das Christliche der Geschichte ist a priori in der Politik nicht wahrnehmbar, sondern kann nur vom Glauben wahrgenommen werden. Die Projektionen des lebendigen Glaubens in Kultur, Recht und Sitte können niemals ein Zukunftsprogramm abgeben.

Das Zusammentreffen der deutschen protestantischen und der französischen katholischen Theologie erwies sich als äußerst fruchtbar. Dabei wurden doch keineswegs die Unterschiede verwischt, die sich vor allem in der Gehorsamshaltung des katholischen Christen gegenüber der „Kirche in Knechtsgestalt“ zeigte. Aber das Denken der katholischen Theologen ist im eigentlichen Sinn „evangelisch“ — vom Evangelium ausgehend — geworden. So trat in Lamorlaye eine Front hervor, bei der sich französische Jesuiten und deutsche Lutheraner auf der einen Seite, deutsche Katholiken (und auch Theologen) auf der andern Seite gegenüberstanden.

Das unbedingte Gesetz der Nachfolge Christi

Von ganz besonderem Gewicht waren die Darlegungen *K. Thiemes* über den Gehorsam gegenüber Gottes Gebot in den politischen Ordnungen. Soll das metaphysische Richtbild überhaupt einen Sinn haben, so muß das politische Handeln sich ganz klar vor den Geboten Gottes verantworten. Das Gesetz, d. h. die Legitimität, sind für den Menschen des Neuen Bundes nicht aufgehoben, sondern erfüllt, d. h. unübertretbar. Aber das Gesetz ist die Nachfolge Christi, und dieses Gesetz ist verbindlich und kann von keiner „Situationsethik“ relativiert werden. *Thiemes* Darlegungen zeigten die Entwicklung des Gottesgesetzes im Raum der Heiden und dem des Gottesvolkes Alten und Neuen Testaments.

Heilsplan und irdisches Tun

Von besonderem Interesse waren aber vor allem die französischen Vorträge. *P. Liégé* OP, Saulchoir, ein Schüler Congars, sprach über „Die Kirche und ihre besondere Aufgabe. Heilsplan und irdisches Tun“. Er gehört zu jenen französischen Katholiken, die heute die Trennung von Kirche und Staat nicht nur annehmen, sondern christlich begründen, weil sie sie dem heilsgeschichtlichen Bewußtsein und dem göttlichen Geheimnis der Kirche nähergebracht habe. Die Würde des christlichen Glaubens verlange in der Politik die Möglichkeit verschiedener Positionen. Vor dem Jüngsten Gericht, so sagte *Liégé*, könne man keine eindeutige Beziehung zwischen politischen Erfahrungen und dem Fortschreiten des Reiches Gottes aufstellen. Tue man es, so sei das ein Eingriff in die Verhülltheit der irdischen Geschichte. Darum ist auch der „christliche Staat“ oder die „christliche Partei“ vom neutestamentlichen Denken her unmöglich und in seiner historischen Wirklichkeit für die Glaubensverkündigung „an alle“ gefährlich.

Diese „laikale“ Haltung wird übrigens auch immer stärker vom französischen Episkopat gefordert. Erzbischof *Feltin* forderte kürzlich wieder ausdrücklich die Pluralität der christlichen Positionen in der Politik, die allein die wahre Einheit des Glaubens in der Verschiedenheit des Irdischen respektiere.

P. A. Maydiou OP, der Chefredakteur der „Vie Intellectuelle“, brachte konkrete Belege zu den Ausführungen seines Ordensbruders, indem er an verschiedenen Beispielen das Zwielfichtige einer „christlichen Politik“ aufzeigte: Spanien, Westdeutschland, „christliche Staatsmänner“, „christlicher Kreuzzug“ gegen die sowjetische Politik usw. *Maydiou* warnte davor, in der realen Machtproblematik Ost-West eine klare übernatürliche Front Satan-Christus zu sehen; damit verfälsche man die Frage und entziehe sich der radikalen sozialen Verpflichtung im Westen und erschwere die Verkündigung der Frohen Botschaft an die Völker Asiens. So furchtbar die Unterdrückung der Freiheit im Osten sei, so wenig erkläre er sich bereit, die irdischen Wohlfahrts- und Freiheitsideale des Westens mit dem eigentlichen Heilsanliegen Christi zu identifizieren. *P. Maydiou* warf den Christen ihre vielerlei Verfehlungen im Bereich des Politischen vor, darunter etwa die Leichtigkeit, mit der die Arbeiterschaft geopfert werde, oder das Unvermögen, im Klassenkampf das gerechte soziologische Anliegen zu erkennen, die Neigung, reaktionäre Positionen zu beziehen und einem falschen Pazifismus den Mantel christlicher Nächstenliebe umzuhängen.

Auch J. Baboulène von „Témoignage Chrétien“ wandte sich eindeutig gegen jede „kapitalistische Mobilisierung des hl. Thomas“ für den „gerechten westlichen Krieg“. Die Einheit im Glauben liege in den Ämtern und Sakramenten der Kirche, nicht in einer mittelalterlichen „Christenheit“. Auch Baboulène sprach sich für eine echte Laizität des Staates aus, wie wir sie aus dem Aufsatz von Vialatoux und Latreille kennen (vgl. Herder-Korrespondenz Jg. 4, Heft 4, S. 183—185).

J.-M. Domenach von „Esprit“ stellte die Lage der „linken“ Katholiken in Frankreich als gegenwärtig sehr schwierig dar, da sie weder den bolschewistischen Totalitarismus, in dem die kommunistische Partei erstarrt ist, noch die Restauration der Rechten mitmachen könnten, die Sozialdemokraten aber in einem sterilen Antiklerikalismus festsäßen, der ihnen auch die Verbindung mit diesen unmöglich mache. Domenach hält es für um so notwendiger, das Bewußtsein der Lage wachzuhalten, um später vielleicht einen Ausweg aus dieser Lage zu finden.

Bedenken gegen politische Weisungen der Hierarchie

Sehr interessant sprach P. A. Desqueyrat SJ, Paris, über die „Interventionsmöglichkeiten der Hierarchie in zeitlichen Fragen“. Die Kirche sei unfehlbar als Lehrerin und Priesterin, doch in ihrer hirtenamtlichen Praxis immer wieder Irrtümern unterworfen, vor allem, wenn sie kraft ihrer Autorität politische Positionen empfehle. Zwar könne die Kirche kraft ihres Hirtenamtes in bestimmten Gefahren auch konkrete politische Positionen anraten; aber er flehe die Hierarchie an, von diesem Recht in der so äußerst komplizierten und verworrenen gegenwärtigen Lage keinen Gebrauch zu machen, da ihr die nötige sachliche Information fehlt und sie sich nach der Ablösung der mittelalterlichen Ordnung auch nicht mehr um diesen Bereich kümmern sollte, sondern sie den politisch informierten Laien überlassen müßte. Politische Stellungnahmen der Kirche seien heute deshalb besonders bedenklich, weil die Geistlichen ihr Anliegen meist nicht im Gesamtzusammenhang der geschichtlichen Problematik sähen und die Bedeutung der nichtkirchlichen Elemente nicht abschätzen könnten.

Ausgezeichnet analysierte Prof. George Hahn, Toulouse, das Dilemma des Christen zwischen apolitischer Feigheit und politischer Existenz. Historisch völlig neue Phänomene (Masse und Massenpropaganda, politische Mythologisierung in Schlagworten wie „Ewiges Deutschland“, „Christliches Abendland“, „Klassenlose Gesellschaft“) fänden die meisten in einer rein negativen Defensive, wodurch schließlich nur das Heraufziehen eines totalen Kommunismus erleichtert werde.

Christentum und Marxismus

Prof. P. Ricoeur, Straßburg, setzte sich mit der abstrakten und darum unfruchtbaren Ablehnung des marxistischen Geschichtsmythos auseinander. Die ursprünglich christlichen Kategorien des Geschichtlichen, Konkreten, Anthro-po-Kosmischen seien seit Hegel allmählich immer mehr ins Häretische abgelenkt worden und heute für den Christen unannehmbar. Aber das darf nicht dazu führen, die echten Impulse im Marxismus zu erkennen. Diese sind: 1) Die Geschichte geht auf ein eschatologisches Ziel zu; bis dahin aber ist das Christliche in ihr völlig dunkel, und es lassen sich keine klaren Fronten christlich-

unchristlich erkennen. 2) Wir sind in den Epochen der Geschichte nicht blinde Atome, sondern stehen in einem historisch und soziologisch verifizierbaren Zusammenhang. Hier liegt die Möglichkeit, einen relativen Fortschritt zu erkennen. 3) Der Materialismus ist eine Reaktion auf einen falschen christlichen Idealismus, der nach einer rein irdischen kulturellen Wertskala die ökonomischen Bedürfnisse degradiert hat, anstatt ihr geistiges Element im materiellen Opfer zu erkennen und zu realisieren. 4) Das religiöse Bewußtsein ist individualistisch geworden und hat die kollektiven Zusammenhänge der Erbsünde, der Gnade, der Heils- und Menschheitsgeschichte im Glauben übersehen. Darum darf die säkularisierte Eschatologie und Kollektividee nicht zum Vorwand der Trägheit werden, sonst würden die Christen den Glauben an die Verheißung des kommenden Richters der Geschichte verraten.

In allen Vorträgen von französischer Seite zeigte sich deutlich, daß das Denken der französischen Katholiken nicht nur von der Zahl ihrer höchst ursprünglichen Denker, sondern auch von den historischen Gegebenheiten des Landes gebildet ist: von der langen Trennung von Kirche und Staat, die heute als Vorteil und großer Gewinn begrüßt wird, die aber immerhin der Kirche den Verlust der Massen eingetragen hat. Die Lage in Deutschland ist eine andere, sie kann aber aus den französischen Erfahrungen nur den größten Gewinn ziehen.

Wieviel Kommunisten gibt es in Westeuropa? Die katholische Wochenschrift „America“ veröffentlichte am 7. 10. 1950 folgende Statistik über die Entwicklung des Kommunismus in Westeuropa:

1. Mitglieder der Partei

	nach kommunist. Angaben		nach gegnerischer Schätzung
	1947	1950	1950
Großbritannien . . .	43 000	50 000	40 000
Frankreich	1 300 000	769 000	400 000
Italien	2 200 000	2 028 000	1 800 000
Westdeutschland . . .	350 000	—	185 000
Niederlande	50 000	55 000	47 000
Belgien	100 000	100 000	50 000
Schweiz	21 000	—	15 000
Dänemark	60 000	60 000	25 000
Norwegen	33 000	33 000	25 000
Schweden	46 000	—	35 000
	<u>4 203 000</u>		<u>2 622 000</u>

2. Vertretung in den Landesparlamenten (beiden Häusern)

	1947		1950	
	Abg.	insgesamt kommun.	Abg.	insgesamt kommun.
Großbritannien	1 490	2	1 485	0
Frankreich	933	274	938	182
Italien	914	200	914	200
Westdeutschland	—	—	402	14
Niederlande	150	14	150	12
Belgien	369	40	387	10
Schweiz	238	7	238	7
Dänemark	225	10	225	8
Norwegen	150	11	150	0
Schweden	380	18	380	11
	<u>4 849</u>	<u>576</u>	<u>5 269</u>	<u>444</u>

Die parlamentarische Vertretung der Kommunisten ist also um 22,9% geringer geworden. Weit stärker ist der Rückgang der Mitgliederzahl. Er beruht allerdings z. T. auf Reinigungsaktionen, jedoch ist darüber hinaus, nach dem amerikanischen Bericht, in allen Ländern eine echte Abwendung vom Kommunismus festzustellen.

Katholischer Priester Die britische Gesetzgebung hat eine **kann nicht britischer Abgeordneter sein** kleine Inkonzessenz ans Licht gefördert. Man erinnert sich noch, daß bei den Jubiläumsfeierlichkeiten Ende September der katholische Episkopat keine Adresse an den König richten durfte, da es offiziell in England keine katholischen Bischöfe gibt.

Nun ereignete sich im gleichen Monat ein Fall, bei dem die Sache umgekehrt lag. Der katholische Priester J. G. McManaway war als Abgeordneter für Belfast West ins Unterhaus gewählt worden. Nach einem Gesetz von 1801 kann jedoch ein Priester nicht Abgeordneter des englischen Parlaments werden. Dieses Gesetz wird auf Pfarrer und Prediger freikirchlicher Gemeinschaften nicht angewendet. Es betrifft nur die Geistlichen der Staatskirche und hat in bezug auf sie seine Berechtigung, da nach englischer Auffassung Staatsbeamte nicht gleichzeitig Abgeordnete sein können.

Nun hat die Wahlprüfungsbehörde des Parlaments entschieden, daß römisch-katholische Priester dem Gesetz unterliegen. McManaway verlor sein Mandat. Das britische Parlament hat damit zugestanden, daß die katholische Kirche in England den Status einer Kirche besitzt, wie er außerdem nur der anglikanischen Kirche zukommt.

Aus Ost- und Südosteuropa

Statistisches zur Priesterverfolgung im Osten

Einer am 15. Oktober im Vatikan veröffentlichten Statistik zufolge sind in den Ländern des europäischen Ostens bisher etwa 11000 Priester und Ordensmänner hingerichtet, eingekerkert oder deportiert worden. Drei Bischöfe wurden hingerichtet, ein Kardinal lebenslanglich eingekerkert, zwei Erzbischöfe zu langen Gefängnisstrafen verurteilt und wenigstens ein weiterer unter Hausarrest gesetzt.

In Rumänien befinden sich alle Priester im Gefängnis. Ungefähr 700 wurden getötet.

In Albanien sind alle Bischöfe und 715 Priester verhaftet. Zwei Bischöfe wurden getötet. Der Erzbischof des Landes erhielt 20 Jahre Gefängnis.

In Jugoslawien sind, soweit in Rom bekannt, 1954 Priester hingerichtet, verhaftet oder deportiert. 196 wurden ohne Prozeß getötet. Ende 1949 hatten nur noch 400 Gemeinden einen Geistlichen. Der Erzbischof von Zagreb wurde zu 16 Jahren Gefängnis verurteilt.

In Ungarn wurden seit Juni 1950 583 Geistliche hingerichtet, verhaftet oder deportiert. Ein Bischof wurde von den eindringenden Russen getötet. Der Kardinal ist auf Lebensdauer im Kerker. Im Juni wurden 1000 Mönche und Nonnen ins Konzentrationslager gebracht.

In der Tschechoslowakei sind 300 Priester im Gefängnis. Der Erzbischof von Prag steht unter Hausarrest.

In Polen wurden etwa 1000 Geistliche erschossen oder inhaftiert.

Am schwersten hat verhältnismäßig die Ukraine gelitten. Etwa 3600 Priester wurden in den ehemals polnischen, ungarischen und slowakischen Teilen der Ukraine getötet.

Die übrigen Toten und Gefangenen verteilen sich auf Litauen, die baltischen Länder und den deutschen Osten.

Aus dem Nahen und Fernen Osten

Unterdrückung der Kirche auf dem Dodekanes

Die griechischen Behörden auf dem Dodekanes bemühen sich, die Tätigkeit der katholischen Kirche auf den Inseln durch Verbote und Beschlagnahmungen zu lähmen. Nach einer Meldung aus Alexandrien beabsichtigen sie, die Bevölkerung mit der Zeit zum griechischen Schisma zu führen.

Der Erzbischof von Rhodos, Msgr. Acciari OFM, hat sich entschlossen, nicht ad limina nach Rom zu reisen, weil er befürchten mußte, daß ihm die Wiedereinreise nicht mehr gestattet werden würde.

Der Dodekanes wurde 1945 von Italien an Griechenland abgetreten. Die Griechen führen ihre Maßnahmen gegen die Kirche unter Berufung auf den Friedensvertrag durch. Sie erklären kirchlichen Besitz zu italienischem Eigentum, um ihn alsdann zu beschlagnahmen. So geschah es z. B. mit dem Besitz der Residenz und der Kathedrale auf Rhodos, die den Orthodoxen übergeben wurde. Die katholischen Schulen wurden geschlossen, ebenso Kinderheime, Waisenhäuser, Altersheime und Findlingshäuser. Die Schwestern erhielten Lehrverbot und werden gedrängt, das Land zu verlassen.

Diese Maßnahmen der griechischen Behörden stehen im Widerspruch zu den Verträgen. Sie sicherten den italienischen Bewohnern des Dodekanes das Optionsrecht zu. Priestern und Schwestern wird indes die Ausübung dieses Rechtes verweigert. Behördlicherseits wird behauptet, ihre Zahl sei im Verhältnis zur katholischen Bevölkerung zu groß. Griechenland hat es außerdem abgelehnt, mit dem Heiligen Stuhl auch nur in eine informatorische Erörterung dieser Fragen einzutreten. Diese Weigerung bestärkt den Eindruck, daß Athen mit allen Mitteln das Schisma begünstigt.

Ein syrischer schismatischer Erzbischof vereinigt sich mit dem Heiligen Stuhl

In Beirut wurde bekanntgegeben, daß der jakobitische Erzbischof des Libanon und von Damaskus, Iwanis Gaddour, am 27. Mai 1950 seine Wiedervereinigung mit dem Stuhl Petri vollzogen hat. Der Erzbischof sandte ein Unterwerfungsschreiben an den Papst und wurde durch Vermittlung des syrischen Patriarchen von Antiochien, Kardinal Tappouni, in die Gemeinschaft der katholischen Kirche aufgenommen. Papst Pius XII. sagte in seinem Antwortschreiben an Erzbischof Iwanis: „Dieser neue Schritt zu einer Wiedervereinigung der getrennten Brüder des Orients mit der Mutterkirche erfüllt Uns mit heiliger Freude.“

Erzbischof Iwanis erklärte, schon die erste Begegnung mit der katholischen Kirche, die sich in einem katholischen Priesterseminar vollzog, habe auf ihn einen tiefen und großen Eindruck gemacht. „Ein Tag in diesem katholischen Seminar und sein Seelen- und Gewissensfriede wiegt die ganzen fünfundvierzig Jahre meines priesterlichen Lebens auf.“

Das neue Mitglied des katholischen Episkopates ist 1881 geboren und seit 1908 jakobitischer Bischof. 1932 wurde Msgr. Iwanis Gandour Erzbischof von Libanon und Damaskus. Die schismatische Kirche, der er bisher angehörte, trägt ihren Namen von Jakob-el-Baradai, der sie auf Grund des monophysitischen Glaubens im sechsten Jahrhundert organisierte. Heute zählt diese Gemeinschaft nur noch 80 000 Mitglieder unter einem Patriarchen in Antiochien und 14 Erzbischöfen und Bischöfen. Sie sind von Rom getrennt, weil sie glauben, daß Christus keine neben seiner Gottheit selbständige menschliche Natur besitzt.

„Fortschrittliche Christen“ auch in Indochina

Nur in einem einzigen Land des Fernen Ostens ist es der katholischen Mission gelungen, eine große geschlossene

Christenheit hervorzubringen: in Indochina, im heute mit seinem alten Namen so genannten Viet-Nam. Hier leben gegenwärtig über 2 Millionen katholischer Indochinesen in meist großen, sehr lebendigen und auch wohlhabenden geschlossenen Gemeinden. Und gerade dieses Land befindet sich nun schon seit fünf langen Jahren in einem furchtbaren Bürgerkrieg, in dem sich eine von der französischen Kolonialmacht gestützte, westlich orientierte Front und eine für die Freiheit der Asiaten kämpfende, doch kommunistische Front gegenüberstehen. Es ist sehr verständlich, daß sich in dieser Lage gerade unter den gebildeten katholischen Indochinesen viele in einem schweren inneren Zwiespalt befinden. Viet-Minh, die kommunistische Partei, erscheint als die Verteidigerin der nationalen Freiheit, bekennt aber eine Weltanschauung, die von der Kirche, der die vietnamitischen Katholiken mit tiefer Überzeugung anhängen, verurteilt worden ist.

Wie in den Satellitenstaaten des europäischen Ostens versucht der Kommunismus daher nun auch in Indochina, die gläubigen Katholiken durch die Aufziehung einer „fortschrittlichen katholischen Bewegung“ zu täuschen.

In der Provinz Cochinchina, mit dem einheimischen Namen heute Nam-Bô genannt, ist zu diesem Zweck eine Zeitung gegründet worden, deren Titel auf Deutsch bedeutet: „Für Gott und das Vaterland“. Diese Zeitung gibt an, sie sei das Blatt der katholischen Widerstandskämpfer Nam-Bôs. Ihr Herausgeber, ein gewisser Jean Trinh Khanh Vang (der abendländische Vorname bezeugt die christliche Taufe), ist vor einiger Zeit zum Marxismus übergetreten, hat aber von der kommunistischen Partei den Auftrag erhalten, an der Spitze der katholischen Vereine Nam-Bôs zu bleiben, um diese hinter Licht zu führen.

Typisch sind die Argumente, mit denen diese Zeitung die indochinesischen Katholiken zur Zusammenarbeit mit den Kommunisten zu überreden sucht: „Die Katholiken haben schon viele Male eng mit kommunistischen Militanten und heidnischen Kompatrioten zusammengearbeitet, um das Banner der Volkserhebung hochzuhalten.“ „Hand in Hand mit den Kommunisten rufen sie: es lebe das Vaterland, es lebe Viet-Nam, es lebe Ho Chi Minh (der kommunistische Anführer).“ „Das ganze Volk hat nur eine Position: den internationalen Imperialismus auf allen Kampffronten zu schlagen, die Gespensterclique Bao-Dais trotz der Anerkennung durch den Vatikan zu schlagen, sich eindeutig auf die Seite der neuen Demokratien zu stellen, an deren Spitze die Sowjet-Union steht.“

Die Zeitung „Für Gott und das Vaterland“ berichtete

kürzlich auch von einer „Versammlung der katholischen Widerstandskämpfer“. An ihr sollen vier indochinesische Patres teilgenommen haben. Alle vier waren Militärseelsorger auf kommunistischer Seite. Andere Persönlichkeiten, die als Teilnehmer angeführt werden, sind hinsichtlich ihres Glaubens durchaus zweideutigen Charakters; es sind Chefs der Sureté der vietminh'schen Angriffstruppen, ein Vertreter der Gesellschaft für marxistische Kultur, ein Abgeordneter der religiösen Sekte der Cao-daisten!

Durch einen nun schon bekannten Trick versuchen die „fortschrittlichen Christen“, den katholischen Gläubigen über ihr Zaudern vor der Zusammenarbeit mit den aufständischen Kommunisten hinwegzuhelfen: sie führen eine Unterscheidung ein zwischen dem Hl. Stuhl und dem Vatikan. Sie behaupten, diese beiden als eines zu bezeichnen, sei nur eine List der Franzosen gewesen, um die Vietnaminuten zu täuschen. Die politischen Edikte, die die Zusammenarbeit mit den Kommunisten verbieten, so heißt es hier, gehen nur vom Vatikan aus und binden daher nicht im Gewissen, wie es Dekrete täten, die vom Hl. Stuhl ausgingen.

Der Bericht in „La Croix“, dem wir diese Angaben entnehmen (3. 11. 1950), meint, es bestehe wenig Gefahr, daß die katholische Bevölkerung von Viet-Nam diesen naiven Täuschungsversuchen zum Opfer fallen werde. Der eingeborene Klerus steht fest im Glauben und hat seine Seelenstärke bereits unter dramatischen Umständen bewiesen, er wird seine Gläubigen auch gegen dieses neue Manöver des verdeckten Kommunismus zu schützen wissen.

Ökumenische Nachrichten

Revision der Formel „Allein durch den Glauben“ Eine kleine, aber umwälzende Studie über „Das Recht und die Gefahren einer polemischen Formel“, nämlich des protestantischen „Allein“, legt Landesbischof D. Wilhelm Stählin in einem Augenblick vor, da dieses „Allein“, allein durch Gnade, allein durch den Glauben, allein durch das Wort sich neu zu befestigen scheint (Ev. Verlagswerk, Stuttgart). Um so beachtlicher ist die Kritik an den Gefahren dieser Formel. Es wird ihr nicht nur vorgehalten, sie verdunkele „das legitime Und“, nämlich die echte Paradoxie der christlichen Existenz, die „ihr Vorbild in der Gleichzeitigkeit der göttlichen und menschlichen Natur in Christus“ habe, ferner die Zuordnung der drei Personen der Trinität in der Doxologie und schließlich das „Jesus und Maria“ der Marienfrömmigkeit im Weihnachtsliede, das D. Stählin ausdrücklich nennt, mit dem Bemerkenswerthen allerdings, daß dieses „Und“ nicht unbedenklich gesprochen werden dürfe. So wie die römisch-katholischen Theologen ihr „Und“ überprüfen sollten, hätten sich die evangelischen Theologen zu fragen, ob ihre Antithese des „Allein“ durch die Abwehr eines gefährlichen „Und“ nicht wichtige Sachverhalte aus dem Sehfeld verdränge und „neue, nicht minder gefährliche Irrtümer in bedrohliche Nähe rücken“.

Das Ende einer humanistischen Illusion

Zunächst stellt Stählin richtig, daß die Vokabel „Wort Gottes“ das schöpferische Gotteswort, nicht aber den Lehrvortrag des Predigers meine. Die Formel „sola scrip-